



An alle Suchenden!

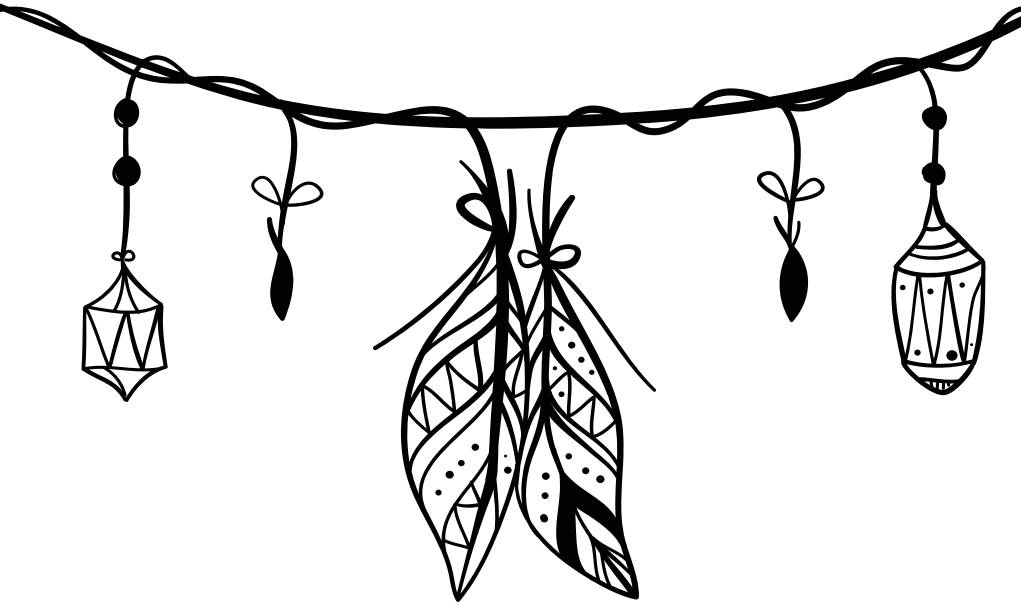
Ihr wisst es längst, tief in eurem Inneren!

Wenn ihr euch der verborgenen Weisheit uralter Erkenntnisse mit Geist und Seele öffnet, werdet ihr nicht mehr länger Suchende, sondern Wissende sein! Wir leben nicht nur ein einziges Mal – wir haben viele Leben.

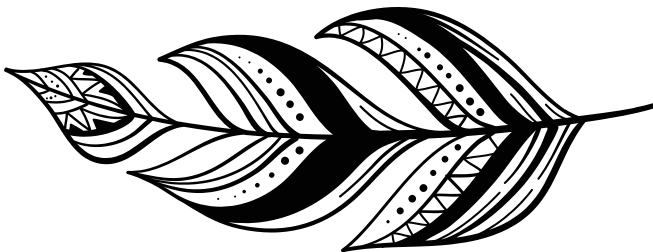
Ich habe lange gebraucht, um die Courage zu finden, meine Erfahrungen und mein Wissen um diese Tatsache des Seins niederzuschreiben. Mutlos verwarf ich die kühne Idee, aus meinem Leben zu erzählen, immer und immer wieder, aus Angst, zu viel von mir selbst preiszugeben und mich womöglich zum Narren in den Augen derer zu machen, die glauben, alles besser zu wissen.

Für all jene, die offene Herzen und kühnen Geist besitzen:
Habt keine Angst mehr! Nehmt und lest!

Robert



Kapitel 1
Im Namen des Todes





Dunkle Wolken rollten donnernd von Westen heran und versprachen die schwüle Hitze zu vertreiben, die Frankfurt die letzten Tage unbarmherzig im Griff hatte. Ein frischer Wind kam auf. Bobby beobachtete die in der Ferne wild zuckenden Blitze bei ihrem infernaln Spiel. Er saß am Fenster, das er weit geöffnet hatte, um die stickige Luft ertragen zu können. »Ich ... will nicht mehr«, flüsterte er mit vor Selbstmitleid tiefender Stimme dem Nachthimmel entgegen. Er fühlte sich nutzlos, ausgesetzt, ungeliebt. Er verstand seinen Vater, dass dieser ihn verachtete. Wie oft schon hatte er ihn als kleinen Schwächling betitelt, der endlich erwachsen werden solle. Ja, er verstand ihn, und auch seine Verachtung. Vater war ein Mensch, der Ideen hatte, Visionen, denen er sich voller Energie opferte. Er hatte in einem Zentrum der degenerierten Finanzwelt, in der Stadt Frankfurt, sein eigenes Imperium erschaffen. Und was hatte Bobby zu bieten? Absolut nichts! Er vergrub sein Gesicht in den zitternden Händen und begann zu weinen. Niemand konnte einen verweichelichten, blassen, jungen Mann lieben und respektieren, der nicht einmal richtig reden konnte. Immer wieder stockten seine Sätze voller Unsicherheit, und er fühlte das hämische Grinsen derer, die ihn kannten. Die wenigen Jugendlichen, die sich mit ihm abgaben, taten es nur, da seine Eltern reich waren. Sie erhofften sich, ausgehalten zu werden – und Bobby gab sich wie erwartet spendabel, auch wenn ihn das noch mutloser machte als ohnehin schon.

Ein Donner, laut wie ein Paukenschlag, riss ihn aus seinen Gedanken. Erschrocken öffnete er seine blassgrünen, blutunterlaufenen Augen auf. Die Wolken hatten sich schnell wie eine Reiterschar gewaltiger Krieger genähert. Düster und drohend. Der Wind nahm an Intensität zu, und es lag etwas Gewaltiges in der flimmernden Luft. Es roch nach Regen. Die Zeit zwischen Blitz und Donner war erschreckend kurz geworden. In Bobbys Augen ein Gefecht der Himmelsgewalten, das ihm ein unangenehmes Angstgefühl einjagte. Eilig stand er auf und schloss sein Fenster. Wartete einige Sekunden, und ließ dann auch den Rollladen herunter. »Ich habe Angst. Ich bin nichts wert!« Weinerlich warf er sich auf das Bett, stülpte sich das Kissen über die Ohren und wartete, bis ihn ein unruhiger Schlaf erlöste.

Traum

Die blutige Schlacht tobte bereits seit über fünf Stunden und ein Ende war nicht absehbar. Obwohl die Vasallen ihrer Dienstpflicht nachgekommen waren und ihre Ritter, Bodenschützen, ihre Infanterie und Kavallerie in Stellung gebracht hatten, mussten sie feststellen, dass sie dem Feind zahlenmäßig nicht das Wasser reichen konnten. Ein gegnerischer Trupp nach dem anderen stieß aus unterschiedlichen Richtungen in die Flanken der eigenen Krieger, die tapfer versuchten, zu halten, was kaum mehr zu halten war. Alles wurde zunehmend unübersichtlich, einzelne Verbände verschlissen sich und wurden wirkungslos. Doch, obwohl die hellblauen Banner des Gegners auf dem Schlachtfeld inzwischen dominierten, hielten die getreuen Gefolgsmänner mit aller Kraft dagegen.

Umringt von seinen Elitesoldaten kämpfte König Standless III. verbissen gegen die heranstürmenden Soldaten. Sein langes, schweres und scharf geschmiedetes Schwert schwingend streckte er jeden gnadenlos nieder, der sich ihm in den Weg stellte. Blut spritzte von allen Seiten, abgetrennte Körperteile flogen durch

die Luft, verstümmelte Leiber zuckten auf der staubigen Erde und ein Gestank aus Schweiß und aufgebrochenem Gedärm überzog das grausige Schauspiel. Als einer der Elitesoldaten des Königs von einem Pfeil niedergestreckt wurde, blickte dieser, voll der Pein versagt zu haben, zu ihm empor. Doch der König, hart und empathielos, stieß ihn nur verächtlich zu Seite und schwang erneut sein todbringendes Schwert. Schlag für Schlag. Ohne nachzudenken, ohne auf die Warnzeichen seines ausgepumpten Körpers zu achten, ohne Gnade. Eine Schlacht war eine Schlacht und Menschen mussten sterben. So wurde es ihm am Hof gelehrt und so lebte er sein Leben. Jeder Mann, der sich nicht behaupten konnte, galt in seinen Augen des Lebens unwert – ohne Ehre und Würde.

Nach zwei weiteren Stunden blindwütigen Kampfes ohne Landgewinn zogen sich beide Heere stark dezimiert auf ihre vorherigen Linien zurück. Wütend stampfte der König einem gereizten Bullen gleich in sein Zelt, das auf einer kleinen Anhöhe stand.

»Wie kann das sein? Verdammt!«, donnerte seine kräftige Stimme wie ein Paukenschlag, sodass selbst die lauten Geräusche des Heeres für einen Sekundenbruchteil übertönt wurden. Seine stechend graublauen Augen sprühten hasserfüllt und seine Zähne bleckten gefährlich und unheilvoll. Die angespannte Körperhaltung sprach aus, was er fühlte. Mit seinen Einmetersechsendachzig überragte er viele seiner Gefolgsleute und erweckte mehr als vorsichtigen Respekt – es war die nackte Angst, die er verbreitete. Sein kurzgeschorener Bart strahlte Grausamkeit aus, was seine Handlungen nicht minder taten. »Starrt nicht wie Trottel einher, sondern helft mir aus dem Lentner!«, schrie er seinen Helfern zu, die sich in eine Ecke verdrückt hatten. Eilig kamen sie herbeigerannt, um dem König seinen Harnisch und Waffenrock abzunehmen, die, wie auch Brust- und Rückenplatten, durch Schnallen befestigt waren. Erst danach konnte sich der König wieder frei bewegen. Sein muskelbepackter

Oberkörper verriet, dass er das Kämpfen gelernt hatte und das Tragen der schweren Rüstungsteile gewohnt war. Sein Halsschutz aus geflochtenen Eisenketten warf er den beiden Helfern wütend hinterher, als sie alles davontrugen. »Also noch mal!« Geifer spritzte aus seinem Mund. »Wie kann es sein, dass wir hier von gegnerischen Scharen abgemetzelt werden wie Vieh?«

»Mein König«, erhob ein Bote das Wort, der unbemerkt beim Zelteingang gestanden hatte. Seinen Blick zu Boden gerichtet, beugte er sich auf ein Knie und wartete darauf, etwas sagen zu dürfen. Seine brüchige Stimme offenbarte seine Vorsicht. Schon mancher Bote hatte sein Leben einer schlechten Nachricht wegen ausgehaucht. Und er hatte schlechte Nachrichten. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, als sich der König zu ihm umdrehte. Eine schwere, unheilverkündende Stille trat ein. König Standless III. war bekannt für seine choleralischen Ausbrüche, die ihn zu einem unberechenbaren Raubtier machten. Der Bote ergab sich seinem Schicksal, da er wusste, dass sein Leben von der Gnade des Mannes vor ihm abhängig war.

Es dauerte einige Sekunden, bis sich der König gefangen hatte. »Sprich!«, befahl er gefasst mit tiefer Bassstimme.

Der Bote schluckte schwer, bevor er sich traute, den Mund zu öffnen: »Euer Berater, Lord Conderman, hat Euch ... verraten. Diese Schlacht war als Falle eingefädelt worden, um Euch zu töten, mein König.« Nur kurz wagte er es, zum König emporzuschauen, während er ihm steif ein Dokument entgegenhielt.

Wütend riss ihm der König das Dokument aus der zitternden Hand und begann zu lesen. Seine Augen glänzten fiebrig. Das schwere Einatmen, gefolgt von einem fauchenden Pusten in kurzen Abständen, zeugte von aufsteigender Wut. »Verruchter, stinkender Verrat, geschrieben und versehen mit dem Siegel meines Erzfeindes«, schrie er gellend und spuckte voller Verachtung auf den Boden. »Verbündet mit MEINEM Berater!« Er ließ das Dokument fallen wie ein glühendes Stück Eisen. Seine Brust blähte sich auf und sein Blick schweifte

zur Zeltdecke. Er benötigte einige Zeit, bis er das Unfassbare akzeptiert hatte. Sein alter Weggefährte und Freund hatte gegen ihn intrigiert und in eine Schlacht laufen lassen, die er kaum noch gewinnen konnte.

König Standless III., der hinter vorgehaltener Hand auch ›Heartless, der Kalte‹ genannt wurde, schloss die Augen und nickte. Die Neuigkeit, die ihm soeben zugetragen worden war, brannte in seiner Seele wie ein Höllenfeuer. „Warum?“, stieß er am Ende kraftlos aus. Er erhielt keine Antwort.

»Nun gut. Hole mir meinen Kommandanten!« Er ließ sich erschöpft auf eine harte Holzbank fallen. »Verrat, Intrige und Hinterhältigkeit!«, wiederholte er. Nicht in seinen kühnsten Träumen hätte er hinter seinem Freund einen Verräter vermutet. Er schüttelte ungläubig den Kopf. Sein Zorn verflog wie der Rauch eines erloschenen Feuers. Übrig blieben nur Enttäuschung, Trauer und Bitternis.

Viele seiner Vasallen, Diener und auch Ritter hatten versucht, ihn vom Thron zu stoßen. Doch diesmal saß die Schmach besonders tief. Es war nicht nur ein kleines, bedeutungsloses Komplott, geschmiedet von einem raffgierigen und machthungrigen Nichtsnutz, sondern eine Hinterlist höchsten Grades, die ihn bis ins Mark erschütterte.

Als sein Kommandant hereintrat, bemerkte er ihn zuerst nicht. So fern weilten seine Gedanken bei dem, was ihm wie ein glühender Stachel in der Seele brannte. Erst, als er ein Räuspern hörte, schaute er müde auf.

»Mein König? Ihr habt mich rufen lassen. Das Heer wird sich in zwei Stunden neubilden.« Im Gegensatz zum Boten zeigte sein oberster Heerführer keine Angst. Zwar wusste auch er um die Gefährlichkeit seines Königs, doch zu viele hatte er auf den Schlachtfeldern bereits sterben sehen, als dass ihn der Tod noch beängstigen konnte.

»Gut. Halte das Heer bereit. Aber ...« Der König stockte, atmete tief durch und richtete sich auf. »Bringt mir zuerst Lord

Conderman, meinen Berater. Legt ihn zuvor in Ketten. Er hat sich des Hochverrats schuldig gemacht.«

Ein leichtes Zucken verriet die Überraschung seines Kommandanten. Seine zusammengewachsenen Augenbrauen, die struppig und störrisch in die Höhe ragten, wölbten sich fragend. Doch dann drehte er sich ohne weiteren Kommentar um und verließ das Zelt.

Über zwanzig Jahre war ihm sein Berater treu zur Seite gestanden. Und jetzt sollte gerade dieser Mann, der immer Stärke und Mut bewiesen hatte, sein Gegner sein? Ein erbärmlicher Wolf im Schafspelz? Ein Verräter ohne Ehre? Aber die Nachricht des Boten war deutlich und ließ keinen anderen Schluss zu. Ein Komplott dieser Größenordnung konnte unmöglich von nur einem Mann geschmiedet worden sein. Der König stöhnte laut auf. Er musste zuerst genau erfahren, welches grausames Spiel man mit ihm trieb, bevor er sich mit seinen Getreuen erneut auf dem blutbefleckten Schlachtfeld mit einem Gegner maß, dessen Stärke ihn überrascht und der ihn in eine Falle gelockt hatte.

Es erschien dem König wie eine Ewigkeit, bis er endlich Schritte, begleitet von lauten Protesten, herannahen hörte. Als die Zeltplane, die nur notdürftig die Kälte nach außen verbannte, zur Seite geschlagen wurde, sah er seinen alten Freund, wie er sich vehement gegen die Festnahme wehrte. In der Mitte zweier kräftiger Ritter wurde er in das Zelt geschleift, gefolgt vom Kommandanten, der die Plane eilig hinter sich schloss.

»Was soll diese Behandlung?«, fuhr Conderman den König ungehalten an. Es war offensichtlich, dass sich sein Berater nicht in Gefahr glaubte. »Ich bin Euer treuester Diener und langjähriger Weggefährte. Wie kann es sein, dass man mich einem Dieb gleich hierher schleifen lässt? Ist dies der Dank für ...«

»Schweig, Narr!«, unterbrach ihn der König brüsk. »Ihr

habt recht. So viele Jahre haben wir gemeinsam Seite an Seite gekämpft und dieses Land zusammengehalten. Ich habe Euch vertraut! Und jetzt muss ich erfahren, dass Ihr mich an unseren Gegner verkauft habt. Das nenne ich ruchlosen Verrat.«

»Ich? Niemals«, schrie Lord Conderman laut auf.

Der König blieb jedoch seltsam ruhig. »Und ob Ihr mich verraten habt. Die Beweise, die man mir soeben brachte, sind eindeutig. Wie hoch war der Preis, den man Euch bot für dieses schändliche, blutbefleckte Hintergehen?« Ohne Vorwarnung sprang der König auf, zog einen Dolch aus dem Lederwams und presste die scharfe Klinge an den Hals seines langjährigen Wegbegleiters. Augenblicklich schnitt sie sich wenige Millimeter in sein Fleisch. Ein dünner Blutfaden rann am Hals des Verräters hinunter und besudelte den weißen Kragen seines Gewands.

»Gesteht ... Freund!«, fauchte der König. Angewidert spuckte er ihm ins Gesicht. »Gesteht, oder ich lasse Euch öffentlich die Gliedmaßen abhacken. Erst die Hände, dann die Füße. Auch das Gehänge zwischen Euren Beinen. Und zuletzt Euren Kopf mitsamt dem Lügenmaul.«

»Ich ... ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt«, antwortete Lord Conderman kläglich. Seine anfängliche Selbstsicherheit war gewichen.

»Ehrloser Schuft! Warum? Was habe ich Euch getan? Gesteht alles und Euer Tod wird schnell und schmerzlos sein.«

In den Augen seines ehemaligen Beraters lagen Furcht und Panik. Wild zuckten sie umher. Hilfesuchend schaute er zum Heerführer, der seinen Blick emotionslos erwiderte.

»Ein letztes Mal biete ich Euch diese Gnade an. Seid jetzt ein Mann mit Ehre und sagt aufrichtig, was Euch hierzu trieb! Benennt Eure Helfershelfer bei diesem Komplott und den Preis, den man Euch versprach für meinen Kopf. Falls nicht, verspreche ich Euch ein grausames und langes Sterben. Auch werde ich Eure Familie vernichten. Einen nach dem anderen werde ich zur Rechenschaft ziehen. Eure zwei strammen Söhne sollen im Fall

Eures Schweigens öffentlich enthauptet und ihre Köpfe auf den Zinnen eurer Burg aufgespießt werden. Und Eure liebreizende Frau?« Grausam schmalzte er die Zunge. »Sie werde ich einer ganzen Horde Soldaten nackt zur Verfügung stellen. Tagelang, bis nur noch verfaulte Fleischfetzen von ihr herabhängen.«

Conderman verzog sein Gesicht zu einer Fratze und blickte sich gehetzt um. Vergebens versuchte er, sich aus dem harten Griff der Soldaten zu befreien. Er war verloren. Was er auch immer tun würde, das Spiel war aus. »Verschont meine Familie, mein König«, flehte er gebrochen.

»DEIN König? Pah, einen Furz gebe ich auf Eure Worte. Pakt endlich aus oder ich sende meine Mannen in Euer Heim.«

Nach einigen Sekunden der Stille winkte der König seinen Kommandanten zu sich. »Ihr kennt die Ländereien unseres guten, alten, treuen Gefolgsmanns hier?«

»Nein!«, schrie Lord Conderman panisch dazwischen. »Nicht! Meine Familie hat damit nichts zu tun!«

»Womit zu tun? Und wer sind Eure Helfershelfer?«

»Ich ...«

»Legt einen Zahn zu, sonst werde ich meinen Worten Taten folgen lassen. So wahr ich noch König meines Reiches bin!«

»Ja, schon gut«, schluchzte Conderman. Seine angespannten Schultern fielen in sich zusammen, als habe ihn jegliche Kraft auf einen Schlag verlassen. Tränen ergossen sich über sein ergrautes Gesicht, aus dem alles Blut gewichen war. »Ich wollte das alles nicht. Ich ... oh, mein König, verzeiht mir.«

»Was soll ich Euch verzeihen?«

»Ich wurde von einer Frau geblendet. Sie hat mich dazu angestiftet und ich war zu schwach, ihr zu widerstehen.«

Überrascht blickte ihn der König an. »Wer ist dieses Weib? Eine Hexe?«

Sein Berater stand vor ihm, mit weit aufgerissenem Mund, aus dem nur die absolute Stille resignierten Gestehens drang.

»Wer ist DIESES verruchte Weib, das Euch so blenden

konnte?«, donnerte der König ungehalten und presste die Klinge noch fester an seinen Hals.

»Es ist die Eure.« Er fiel hart auf seine Knie, während die Klinge gefährlich über sein Kinn ratschte. »Verschont meine Söhne und auch mein Weib«, flehte er zitternd.

Der König glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen, und wollte nochmals nachfragen. Doch für einen kurzen Augenblick stand er atemlos, wie ein begossener Pudel, mit dem Messer in der Hand da. Unfähig, sich zu rühren. Als er in die erschrockenen Augen seines Kommandanten blickte, wusste er, dass ihn sein Gehör nicht genarrt hatte.

Mit aller Kraft riss sich der König zusammen, packte brutal Lord Condermans Haare, riss den Kopf nach hinten und setzte wieder die Klinge an seinen blutenden Hals. »Wie stark ist das feindliche Heer?«

»Es ist etwa doppelt so stark, als ich Euch anvertraute. Es wird bald einen Rückzug fingieren und Euch in einen kleinen Wald locken wollen. Dort ... ja, dort sollt Ihr vernichtet werden. Und ich sollte dann mit ...« Der Berater unterbrach sich und gab ein gurgelndes Geräusch von sich, als die Klinge weiter in sein Fleisch schnitt. Blut rann in Strömen seinen Hals hinab, um den Kragen nun völlig mit hellrotem Blut zu tränken. »Ich sollte mit Eurer Königin die Ländereien verwalten dürfen.«

»Mein Weib?«, stöhnte der König. Seine geröteten Augen waren weit aufgerissen. Alles klang unfassbar. Ein Alptraum, der nicht enden wollte. »Warum, Conderman?«

»Ihr wart grausam und unberechenbar geworden. Ich hatte Angst, irgendwann in Ungnade zu fallen. Und Eure Königin liebt Euch schon lange nicht mehr.«

In vielen Schlachten hatte der König die Klinge seiner Gegner zu spüren bekommen, Schläge der Schilde ertragen müssen, einmal auch einen Zahn durch einen Morgenstern verloren, doch einen solchen Schmerz, der durch wenige Worte seine Seele bluten ließ, hatte ihm noch keine dieser Blessuren zuzufügen

vermocht. Wieder drohte ihn diese unsägliche Kraftlosigkeit zu übermannen, doch Schwäche durfte er nicht zeigen. Nicht hier, nicht jetzt! Ja, es mochte stimmen, dass er hart war, doch wie sollte er ein Reich dieser Größe anders zusammenhalten?

»Wer ist noch in das Komplott eingeweiht? Nennt mir alle Namen. Und wenn ich sage alle, dann meine ich alle!«, forderte der König seinen Berater mit gefasster Stimme auf, die Intrige aufzudecken. Lord Conderman sprudelte die Namen der Verräter wie ein Wasserfall heraus. Erst als er geendet hatte, rümpfte der König verächtlich seine Nase und gab seinem Kommandanten mit einem leichten Kopfnicken zu verstehen, dass genau diese Leute nach der Schlacht zu eliminieren seien. Die Umstände ihres Todes würde er später festlegen.

»Mein Weib und ihr seid schon lange ein Paar?« Ein gequältes Schmunzeln voller Pein, die ihm die Eingeweide zu verätzen drohte, umspielte die Lippen des Königs.

»Seit einem halben Jahr«, antwortete sein Berater kaum hörbar.

»Wie lange? Sprecht laut!«, schrie der König ungehalten, doch sein Berater schwieg. Es spielte jetzt keine Rolle mehr. Sein Leben war verwirrt.

»Sie hat fürwahr ihre Vorzüge. Nicht wahr?« Die Stimme des Königs hatte nun wieder etwas bedrohlich Hartes. Lord Conderman antwortete abermals nicht. Dann zog ihn der König wie eine Puppe hoch und ließ die scharfe Klinge vorschnellen. Mühelos bohrte sie sich durch mehrere Stofflagen und zerfetzte die Hoden seines Gegenübers. Abscheu und Wut standen im Gesicht des Königs geschrieben, während er die Klinge fest in seiner Hand hielt und in die Augen des Mannes schaute, dem er vertraut, und der ihn so gedemütigt hatte. Seine Hand spürte das Zucken des geschändeten Körpers und aus dessen weit aufgerissenem Mund kam nur ein leises Röcheln. Kein Schrei, kein Gezeter, kein Wimmern. Nur heißer, feuchter Atem.

»Ihr habt Gnade nicht verdient, doch ich gewähre sie Euch

dennoch.« Er zog die Klinge heraus, setzte sie an Condermans Gurgel und schnitt sie durch. Blut spritzte in des Königs Gesicht, das er verächtlich wegwischte. Nach weiteren zwei Minuten war auch das letzte bisschen Leben ausgehaucht, doch der Schmerz des Verrats blieb dem König in den Eingeweiden stecken. Genugtuung oder Linderung verspürte er keine.

*Er atmete tief durch und blickte zu seinem Kommandanten.
»Wenn wir zurück sind, nehmt ihr alle fest, deren Namen ihr hier gehört habt. Seine Familie wird ebenfalls ermordet. Mein Weib jedoch überlasst mir, denn dies ist meine Angelegenheit. Jetzt aber haben wir eine dringendere Sorge. Wir müssen unsere Pläne ändern, sonst wird man uns vernichten. Und das werde ich nicht zulassen.«*



»Oh Gott, nein!«, schrie Bobby geschockt auf, als er aus seinem Traum aufwachte, dessen Bilder noch deutlich vor seinen Augen flimmerten. So viele Tote, Verstümmelte, schreiend voller Qual. Und ein König, der nicht minder schrecklich war. Ein Dämon in Menschengestalt. Bobbys Augen suchten einen Anhaltspunkt, aber es war stockdunkel und kein Laut war zu hören. Sein Herz raste. Schweißgebadet lag er auf dem Rücken, die Hände zitternd in ein Bettlaken verkrallt. »Oh Gott«, wiederholte er und setzte sich auf, als ihm gewahr wurde, dass er im Bett lag und alles nur Gespinste seiner gefolterten Fantasie waren. Ein Alb, wie er realer kaum sein konnte. Vorsichtig tastete er nach dem Lichtschalter über seinem Bett. Erst, als eine kleine Lampe ihr warmes Licht in den Raum warf, beruhigte er sich langsam. Alles war in Ordnung. Als hätte er persönlich die Kämpfe seiner Träume gefochten, fühlte er sich matt und erschöpft. Er erinnerte sich an das entsetzliche Gewitter, die Blitze, wie sie begleitet von dröhnendem Paukenschlag auf die Erde droschen. »Alles ist in Ordnung«. Salbende Gedanken, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Mühsam stand er auf, ließ den Rollladen hochfahren und warf sich wieder auf sein durchwühltes Bett, das einem Schlachtfeld ähnelte.

»Schlachtfeld«, ja. Noch immer überschatteten die Schemen der Nacht, die ihm eine Welt voller Abscheulichkeit offenbart hatten, sein Denken. Bobby schaute zum Fenster und atmete tief durch. Der fahle Mond spendete schwaches, silbrig kaltes

Licht. Es war noch mitten in der Nacht, aber zum Glück war das Unwetter weitergezogen. Nur noch wenige Wolken flogen unruhig daher. Vielleicht auf der Suche nach Habseligkeiten der erschlagenen und verstümmelten Toten seines Traumes. Leichenfledderei in Himmelsgestalt. »Oh Gott, wie schrecklich«, stöhnte Bobby und drehte sich zur Seite, um nochmals Schlaf zu finden. Einfach die Bilder hinter sich zu lassen, doch er fand keine Ruhe mehr. Immer wieder drehte er sich von einer Seite auf die andere, bis sich die ersten Sonnenstrahlen in sein Zimmer stahlen. Mit einem Gefühl der Erleichterung kroch er aus dem Bett, obwohl eine bleierne Müdigkeit in ihm steckte.

»Morgen«, nuschte er benommen, als er in die Küche kam. Ohne sich umzusehen, pflanzte er sich an den Tisch und versenkte seinen Kopf in die Hände. Doch selbst jetzt haften die Erinnerungen an ihm wie widerspenstige Kletten. Träume von solcher Intensität wogen schwer und mussten etwas bedeuten. Besorgt blickte er die leere Tasse an, die vor ihm stand.

»Guten Morgen, Bobby! Ist alles in Ordnung?«, wollte seine Mutter wissen und schaute ihn besorgt an, da ihr sein aschgraues Gesicht nicht entgangen war. Sie war der Halt der Familie: ausgleichend, tröstend und mütterlich. Sie trug ein blau-weiß kariertes Kleid mit einer ausladenden Schlaufe. Mit ihren hochgesteckten blonden Haaren wirkte sie klassisch schick, wie Mütter aus alten Schwarz-Weiß-Filmen. Ihre warme Stimme tat gut, und Bobby schaute müde auf, um ihr ein misslungenes Lächeln zuzuwerfen.

»Mach dir wegen ihm keine Gedanken. Wahrscheinlich hat er sich noch keinen runterholen können«, spottete seine Schwester von der Seite und blickte ihn herausfordernd an.

»Jeanette!«, tadelte ihre Mutter sie energisch. Sie verabscheute unflätige Bemerkungen wie die Pest.

Bobby ignorierte seine Schwester. Sie war ein Biest. Eine Mischung aus Bullterrier und Tarantel. Stechen und beißen,

bis man klein beigab. Freunde, die frisch einen Korb erhalten hatten, standen oft flehend vor der Tür, um sie sprechen zu dürfen. Einige von ihnen heulten sogar. Bestimmt hofften sie, Jeannette umstimmen zu können. Doch das war ein fataler Irrglaube. Bobby verstand die Männer, die auf seine Schwester reinfielen, nicht. Aber sie sahen womöglich nur, was sie sehen wollten: eine durchaus hübsche Schale. Einmetereinundsiebzig Größe standen nur achtundfünfzig Kilo Lebendgewicht gegenüber. Pralle, wohlgeformte Brüste, die sie stets halboffen zur Schau trug, hellblonde Haare zu unschuldig wirkenden Schwänzen geflochten und lange Beine, die sich aufreizend zu bewegen wussten und Blicke magisch anzogen. Alles in allem eine fleischfressende Venusfliegenfalle auf zwei Stelzen. Hatte sie ihre Opfer um den Verstand gebracht und lagen sie ihr erst demütig zu Füßen, spuckte sie die Männer angewidert aus. Ob sie Männer liebte? Nein. Sie spielte mit ihnen und ergötzte sich an deren unterwürfiger Anbiederung.

Ekelerregend, dachte Bobby, stand auf und schlich mit hängenden Schultern zurück in sein Zimmer. Er hörte Mutter noch mit Jeanette schimpfen, aber auch sie war ihr nicht gewachsen. Jeanette tat, was sie wollte und sie hatte eine Waffe der besonderen Art: keine Angst. So sehr Bobby in vielen Dingen seiner Mutter glich, so sehr kam Jeanette nach seinem Vater. Von ihm hatte sie das Ungestüme, Cholerische und Herrschsüchtige. Doch im Gegensatz zu Jeanette war Vater am Ende immer noch fair.

Bobby saß zusammengekauert an seinem Schreibtisch, als es leise an der Tür klopfte und Mutters Kopf hereinlugte.

»Ach, Bobby, was ist denn los?«, fragte sie mitfühlend. Sie trat hinter seinen Stuhl und strich ihm über die Haare.

»Mama, ich ... ich hatte einen schrecklichen Traum«, antwortete Bobby und schob sachte ihre Hand zur Seite.

»Was hast du denn geträumt, mein trauriger Krümel?«

»Mama ... nenn mich nicht immer so«, wehrte er sich gegen den Kosenamen, der ihn noch kleiner machte, als er sich eh schon fühlte.

»Ist schon gut.« Sie musste schmunzeln, blieb aber bei ihm stehen.

»Ich war ... auf einem Schlachtfeld. Es muss sich irgendwann im Mittelalter abgespielt haben. Jedenfalls schlugen Krieger mit Schwertern, Äxten und Morgensternen aufeinander ein. Es war widerlich und ekelierend. Überall lagen schreiende Männer, schmerzverkrümmt. Verstümmelte Leiber. Blut«, stotterte Bobby und würgte angewidert. »Warum träume ich so etwas Schreckliches? Was kann das nur bedeuten?«, fragte er stammelnd und blickte zu ihr auf.

»Es war nur ein böser Traum, mein Kleiner. Sonst nichts.«

»Nein, es hat etwas zu bedeuten! Es war-“ Wieder verließen ihn die Worte und er fühlte sich wie ein Buch mit leeren Seiten. Seine Gedanken rasten, getrieben von Furcht und dunkler Vorahnung.

»Liebling!«, unterbrach sie ihn resolut und legte ihre Hände mit sanftem Druck auf seine Schultern. »Manchmal träumt man eben seltsame Dinge. Es hat ganz bestimmt nichts zu bedeuten. Glaub mir. Womöglich hast du etwas gegessen, was du nicht vertragen hast. Oder du hast irgendwann einmal einen Historienfilm gesehen, der dich sehr beeindruckt hat. Keine Ahnung. Jedenfalls solltest du dir nicht zu viele Sorgen wegen solcher Dinge machen.«

Vielleicht hatte sie recht. Vielleicht aber auch nicht. Zu nachhaltig blieben die Bilder des erbarmungslosen Tyrannen an ihm haften. Bobby stand auf und wandte sich ab. Seine Mutter würde ihn nie verstehen. Im Gegenteil. Hier dominierte nur die berechnende Logik seines Vaters, der alles als Humbug abtat, was sich seiner Plausibilität entzog. Und seine Mutter stellte dies nie infrage. Schwarz war schwarz, und weiß war weiß. Ganz einfach. Das letzte Wort hatte immer nur er. Und

obwohl Bobby unter dieser Diktion litt, liebte er ihn dennoch. Womöglich sogar genau deswegen. Vater wusste wenigstens, was er wollte. Er war stark. Ein mächtiger Baum, der dem Sturm trotzte. Und er? Bobby erinnerte sich an Spirits Worte, seine Beraterin, wie er sie nannte: »Neben einem großen Baum kann eine zarte Pflanze nicht wachsen und gedeihen. Sie benötigt Beistand«. Spirit war ein Medium, eine spirituelle Führerin, die er einer Fügung wegen kennenlernen durfte. Niemand in seiner Familie hatte Verständnis dafür, aber es kümmerte ihn nicht sonderlich. Spirit war für ihn wichtig geworden. Sie respektierte ihn und half ihm in allen Lebenslagen. Seine Schwester nannte sie abfällig »kranke Psychotante«. Aber was wusste sie schon. Bobbys Sehnsucht, in der Esoterik sein Heil zu finden, verurteilte sie als völligen Schwachsinn und Humbug. Doch für Bobby bedeutete es viel. Vielleicht sogar alles. Das reale Leben liebte ihn nicht, die Welt der Mystik schon eher. Hier hatte er wenigstens einen Platz, an dem man ihn so nahm, wie er war, und nicht als zurückgebliebenen Naivling brandmarkte.

»Wo ist Jeanette eigentlich hingegangen?«, fragte er vorsichtig nach seiner Schwester. Er war froh, wenn er ihr aus dem Weg gehen konnte und sie nicht sehen musste. Die kurze Begegnung an diesem Morgen hatte ihm genügt. Dieser männermordende Sukkubus kannte nur eine Liebe; die hingebungsvolle narzisstische Liebe zu sich selbst.

»Sie schreibt morgen eine Arbeit. John, ihr Klassenkamerad, ist bei ihr oben. Sie wollen noch lernen«, antwortete seine Mutter ruhig.

Wie *naiv*, dachte Bobby, grinste schräg, sagte aber nichts. Dann ließ sie ihn alleine. Endlich.

Hastig zog er sein Handy aus der Tasche und wählte Spirits Nummer. Nur sie konnte ihm sagen, was dieser Traum zu bedeuten hatte. Als er ihre warme und doch kräftige Stimme hörte, fühlte er sich augenblicklich wohl und aufgefangen.

»Oh, Spirit!«, sprudelte er los. »Gott sei Dank. Ich hatte einen ...«

»Einen seltsamen Traum?«, unterbrach sie ihn ungewohnt brüsk.

»Ja. Woher-?«, fragte er überrascht, ohne den Satz zu beenden.

»Woher ich das weiß? Frag mich nicht. Es ist eigenartig, aber auch ich hatte heute Nacht einen sehr seltsamen Traum und irgendwie ahnte ich, dass du dich melden würdest.«

Spirit war schlau und hatte immer Antworten parat, die Bobby ihrer unermesslichen Erfahrung mit dem Übersinnlichen zumaß. Sie war fünfundvierzig Jahre alt und reichte ihm nur bis zum Kinn, aber für ihn war sie eine große Frau. Eine Persönlichkeit. Es kümmerte ihn nicht, dass sie eher unvorteilhaft gekleidet war, in alten Klamotten, die sie dick und schwerfällig wirken ließen. In seinen Augen hatte sie das Besondere, das Wissende an sich, und nur das zählte.

»Darf ich vorbeikommen? Bitte. Ich muss unbedingt darüber reden und erfahren, was der Traum zu bedeuten hat.«

Es entstand eine kurze Pause. »Ja, komm gegen vier vorbei«, antwortete Spirit dann knapp und legte auf.



Die Sonne hatte die dünnen Wolkenfelder weggebrannt und ergoss ihre goldenen Strahlen über die Stadt mit ihren protzigen Wolkenkratzern. Die mächtigen Glasfassaden der Banken und Firmen glänzten verführerisch und täuschten über die unmenschliche Kälte im Inneren hinweg. Hier wurden Geschäfte ausgehandelt und abgeschlossen, die nur der Rendite willen geschmiedet wurden, nicht um Menschen zu helfen. Bobbys Vater saß an der Stirnseite eines langen, blankpolierten Konferenztisches mit einem halb ausgetrunkenen Glas Mineralwasser in der Hand, das in der Sonne schimmerte. Seiner starren Miene war anzusehen, dass er sich nicht wohlfühlte.

»Herr Russel, wir müssen uns auf dem Markt unbedingt mit anderen Firmen konsolidieren. Sonst können wir den Gewinn nicht steigern. Unsere Aktionäre machen Druck«, krächzte Karl Rosenthal mit Nachdruck. Bereits seit einigen Wochen versuchte er Henry zu überreden, die Eigenständigkeit des Unternehmens aufzugeben.

Henry senkte langsam seinen Kopf. Es kehrte eine eisige Stille in den noblen Sitzungssaal ein, in der man trotz des flauschigen Teppichs sprichwörtlich eine Stecknadel hätte fallen hören können. Dann schaute er raubtierartig, ohne den Kopf zu heben, zu Karl auf, der sich inzwischen steif aufgesetzt hatte. Karl war seit über sieben Jahre seine rechte Hand, doch irgendetwas hatte sich wie eine dunkle Wolke zwischen sie geschoben. Vertrauen war verlorengegangen,

als sich ihre Ziele und Visionen voneinander wegzubewegen begannen. Henry musterte ihn streng und fragte sich, was sich hinter diesem neuerlichen Fusionsgedanken verbarg. Karl war ein abgebrühter strategischer Denker, der wusste, was er wollte. Das schätzte Henry auch an ihm, zumindest, solange sich ihre Absichten deckten. Karls lange Hakennase und seine dunkelbraunen, kleinen Augen gaben ihm etwas Raubvogelartiges, das zur Vorsicht mahnte. Er sollte Henrys Nachfolger werden, aber inzwischen begann Henry daran zu zweifeln, ob es eine gute Idee sei. Henry war nicht sonderlich empfindsam für menschliche Gefühlsschwüngen, doch eines hatte sich im Laufe seiner Lebensjahre notgedrungenmaßen zur Perfektion entwickelt: eine Art siebter Sinn für Störsignale im geschäftlichen Bereich. Und genau diese kamen bei ihm an. Karl führte etwas im Schilde, ohne dabei alle Karten auf den Tisch zu legen. Und wenn Henry etwas von Grund auf hasste, dann war es, im Dunkeln gelassen zu werden.

»Rheinwalz AG? Mit dem Staat arbeiten? Du weißt, was sie produzieren, oder?« Henrys Stimme blieb gedämpft, hatte aber einen schneidenden Unterton.

»Ja«, antwortete Karl nicht minder scharf.

»Ich bin überrascht.« Henry schaute in die Runde. »Mir scheint, dies ist eine konspirative Runde.« Erst jetzt stellte er sein Glas ab.

Tony Senatra und Christoph Wislowsky, neben Karl zwei weitere Vorstandsmitglieder, schauten wie auf ein geheimes Kommando verlegen auf ihre Unterlagen. Es war ersichtlich, dass sie sich mit Karl abgesprochen hatten. Ob sie seiner Meinung gänzlich folgten, war nicht sicher. Aber Karl schien ihnen gehörig eingeheizt zu haben, um sie auf Linie zu halten. Sich Karl zu widersetzen, war nicht minder gefährlich, als es sich mit Henry zu verscherzen. Was Henry jedoch mit einem eisernen Willen erreichte, bewerkstelligte Karl mit List und Tücke. Beide trauten sie sich nicht, in Henrys graublauen,

stechende Augen zu blicken. Das war eine Aussage, die Henry verstand. Also wandte er sich wieder Karl zu, der seinem Blick trotzig standhielt.

»Was auch immer du vorhast, Karl, ich mache da nicht mit. Noch bin *ich* der Inhaber dieses Unternehmens.« Deutlicher hätte er seine Worte nicht platzieren können. Es war eine klare Position, von der er wollte, dass sie respektiert wurde. Doch insgeheim ahnte er, dass etwas dahinterstand, das er nicht greifen konnte, und das ließ sich mit Worten nicht einfach beenden. »Der Rheinwalz AG in Wiesbaden gehört halb Deutschland. Sie entwickelt hochspezialisierte Waffensysteme. Was die haben wollen, ist doch offensichtlich. Noch mal zum Mitschreiben. Nein! Haben wir uns verstanden?«

Tony und Christoph nickten sofort, nur Karl widerstand diesem Impuls auf Konsens. Das Zucken seiner Mundwinkel und das Knirschen seiner Zähne zeugten unübersehbar von dem inneren Kampf, den Karl focht. Zum ersten Mal seit den vergangenen sieben Jahren erblickte Henry so etwas wie Hass in Karls Augen. Eine klare Kampfansage, die er für wahr nicht gebrauchen konnte. Nicht in den eigenen Reihen.

»Schön, dass wir uns so gut verstehen.« Henry brach das traurige Machtspiel vorerst ab. »Ansonsten müsste ich dir ans Herz legen, dich bei der Rheinwalz AG zu bewerben«, brachte es Henry an Karl gewandt unverblümt auf den Punkt. Es fiel ihm nicht leicht, eine so deutliche Warnung auszusprechen, aber es musste sein. Er selbst war in Gefahr, die Kontrolle zu verlieren, und das durfte er um keinen Preis zulassen. »Es gibt noch etwas, das ich besprechen möchte.« Henry nahm wieder sein Glas auf, trank es auf einen Zug leer und setzte es unsanft ab. »Ich plane, mich in diesem Jahr aus dem operativen Geschäft zurückzuziehen und dafür benötige ich einen Nachfolger. Jemanden, auf den ich mich einhundert Prozent verlassen kann. Einen Profi, der versteht, was ich hier aufgebaut habe, und zukünftig *meine* Interessen vertritt.« Bei dem Wort *meine*

schweifte sein Blick durch die Runde und blieb kurz an Karl haften, der sich getroffen wegduckte. Die Kombination aus Wortwahl und Betonung ließen ahnen, dass die anwesenden Vorstände die gebotene Option vermasselt hatten.

»Unsere Unternehmensgruppe ist in den letzten Jahren stark gewachsen«, fuhr er fort. »Fleiß und Beharrlichkeit haben zu diesem Ergebnis geführt. Aber auch unsere Unabhängigkeit hat maßgeblich dazu beigetragen, dass wir unsere Visionen unbeeinflusst verfolgen konnten. Wir alle hier wissen: Wachstum benötigt kontinuierliche Anstrengung. Jedes Verweilen führt zurück und nicht nach vorne. Frische Ideen, Forschergeist, neue Visionen, Kraft und Ausdauer, meine Herren, sind gefragt. Unter dem Gesichtspunkt dieser Attribute habe ich mir eingehend Gedanken über *den* neuen Mann an der Spitze gemacht.«

Henry fühlte die knisternde Spannung im Raum. Es war eine Mischung aus Angst, übergangen zu werden, versagt zu haben und nicht zum Zuge zu kommen auf der einen Seite. Und auf der anderen Seite ein Keim von Hoffnung, die Signale missinterpretiert zu haben, beseelt von dem kranken Ehrgeiz, der Erste sein zu wollen. Henry fragte sich, ob er die anstehenden Worte genoss. Worte, die einer Nadel gleich die Seifenblasen der Wünsche seiner Wegbegleiter zerstechen würden? Nein. Im Gegenteil.

»Ich ...«, begann er zögernd, als er Karls drohenden Blick gewahr wurde. Aber die Entscheidung war gefallen. »Ich habe Dr. Collwin für kommende Woche eingeladen. Ich weiß, dass er in unser Team passen wird, und ich weiß auch, dass er ein alter Hase ist, der sich von niemandem etwas vormachen lässt.«

Die Bombe war geplatzt! Die Detonation, so leise sie auch war, zeichnete die Gesichter der Betroffenen. Selbst Senatra, ein Vertriebsmann par excellence und Meister des Verbergens von Gefühlen, schien von dieser Entscheidung tief getroffen

zu sein. Mit zitternder Hand wollte er nach seinem Glas greifen, zog sie dann aber wieder zurück.

Der Wunsch nach Macht, das Begehren nach Ansehen und Bedeutung ließ die meisten auf dem Weg dorthin erblinden. Es nahm ihnen genau das, was sie sich so sehr ersehnten: Würde und ehrlichen Respekt. Dr. Collwin war in der Wirtschaft kein unbeschriebenes Blatt. Sein Name bedeutete Unbestechlichkeit, Härte, aber auch Fairness. Ein Manager, der sich bereits in mehreren Firmen bewiesen hatte. Aber er hatte noch zwei weitere Qualitäten, die Henry unbedingt brauchte: Er war loyal, und durch und durch Pazifist. Auch Dr. Collwin verstand, dass die zweckentfremdende Verwendung von biologischen Entwicklungen unmoralisch und höchst bedenklich war. Seine Benennung bedeutete das endgültige Aus von Karls Idee einer Fusionierung mit einem militärischen Rüstungskonzern.

Wie der Vorhang nach einer Aufführung, so waren auch Karls Mundwinkel gefallen. Verbissen schüttelte er kaum merklich seinen Kopf. Man hatte ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Ihm, der so viel für diese Firma geopfert hatte! Henry beobachtete ihn aus dem Augenwinkel, denn es wurde ihm in diesem Augenblick bewusst, dass er sich einen unberechenbaren Feind geschaffen hatte. Karls Augen funkelten boshaft, als er seine eingefallenen Schultern straffte.

»Collwin? Sind Sie sicher?«, fragte Karl mit fester Stimme, der sich wieder im Griff hatte.

»Ja. Dr. Collwin wird mein Nachfolger!«

Karl verstand, dass jedes weitere Argument nur noch gegen eine Wand bereits getroffener Entscheidungen prallen konnte. Also schloss er demonstrativ seinen Mund und nickte kurz. Seine schmalen Lippen zogen einen dünnen Strich durch sein Gesicht. Eine Grenze zwischen ihm und Henry. Der Auftakt zu einem gefährlichen Krieg.